

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 8

Vorwort: Die Sonne scheint für alle Leut
Autor: Roth, Daniel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jedermann hat mir von dieser Nummer abgeraten — oder höflich zu meinem Plan geschwiegen. Jedermann ausser meinem neuen Kollegen Josef O. Rast. Eine Nummer aus früheren Schweizer Spiegel Artikeln? Wird man da nicht erst recht vom Festhalten an einer überholten Vergangenheit reden? Von der Verteidigung eines Museums? Schlimmer noch: von Epigonentum? Und von «Bluemete Trögli»? Auch von der Bequemlichkeit, keine neuen Beiträge zu suchen und zusammenzustellen? Und schliesslich davon, dass erwiesenermassen auch im relativ stark historisch interessierten Schweizervolk Geschichte höchstens einen Fünftel der Menschen zu interessieren vermag.

Nun, ich habe seit einigen Jahren fast nur noch Dinge getan, von denen man mir abgeraten hat. Mein früherer Kollege Beat Hirzel hat an dieser Stelle einmal geschrieben, dass man zumeist zu wenig daran denke, von der Erfahrung anderer zu profitieren, auf Ratschläge guter Freunde zu hören. Ich halte das für richtig.

Aber man kann auch ins andere Extrem verfallen. Viereinhalb Jahrzehnte habe ich, wie mir heute scheint, im Uebermass die meisten Schritte mit anderen besprochen. Einmal ist es genug. Man muss machen, was einen selber dünkt. Hätte ich auf Ratschläge gehört, nie hätte ich an den Erfolg meiner Finanzierungsaktion für den Rückkauf des Schweizer Spiegel geglaubt.

Ebenso wenig würde ich vom Erfolg einer Zeitschrift mit der von mir vertretenen Linie überzeugt sein. Ich bin das,



Die Mechanisierung der modernen Welt ist uns über den Kopf gewachsen, aber wir können der Verarmung des persönlichen Lebens durch die Maschine mit keinen politischen Utopien und mit keinen verkappten Scheinreligionen, weder mit Autosuggestion noch mit Fastenkuren entgehen.

Wir dürfen der Mechanisierung des Lebens nicht entfliehen wollen. Die Maschine ist unsere zuverlässigste Hoffnung auf eine Erleichterung unserer materiellen Not. Aber jetzt sind wir noch Knechte der Maschine. Wir müssen ihr Meister werden. Wir müssen hinter der Maschine den Menschen sehen, dann ist das moderne Leben so klar und verständlich, so persönlich und interessant wie am ersten Tag.

Unser Land ist klein. Warum machen wir es noch kleiner, dadurch, dass wir uns voneinander abschliessen? Der Strom des Lebens fliesst in unserem Vaterlande so reich wie irgendwo, die gleichen Leidenschaften und

weil ich immer wieder etwas höre: dass nämlich dieselben, welche «zeitgemäß» europäisch, «progressiv» das Nationale als etwas doch weitgehend zu Überwindendes bezeichnen — dass eben diese Menschen handkehrum doch zugeben, wie froh sie sind, dass es die solide, freiheitliche, vertraute Schweiz gibt. Und weil ich etwas spüre, ja, sehe: sie sind auch froh, dass noch Gegenkräfte wirken gegen den «Trend» zu einer vagen internationalen Bewegung, von der niemand weiß, wohin sie uns führen wird. Froh, dass noch Schweizer da sind, welche bereit sind, jenen das Hand-

die gleichen Ideale liegen im Kampf. Wir müssen sie nur sehen, dann brauchen wir zu dem grossen Erleben der Welt auch geistig nicht über die Grenzen zu wandern.

Was geht uns die Mosulfrage an in der Türkei und die Regierungssorgen in Deutschland, solange wir nicht wissen, was unser Dienstmädchen in der Küche, der Arbeiter an seinem Familienschreibtisch, der Bankdirektor in seinem Direktionszimmer denkt?

Unser Vaterland sind nicht die Berge und Seen, sondern unsere Mitmenschen, deren Geist willig ist und deren Fleisch schwach ist in allen Ständen seit Adams Zeiten. Der Banquier und der Arbeiter haben verschiedene Kleider, aber das gleiche Herz. Wir meinen es alle viel besser miteinander als unsere zugeknöpften Mienen verraten. Aber wir müssen uns kennen lernen.

Das ist das Ziel des «Schweizer-Spiegels».

werk zu legen, die den Fels sprengen möchten, auf dem unsere Gemeinschaft steht — jenen, die uns bewusst oder unbewusst unter ein fremdes Joch zwingen, uns unsere Rechte nehmen wollen.

Es kann ja nicht anders sein, dass am heutigen Zug zum Internationalen wie an allen Bewegungen der Geschichte Gutes und Schlechtes ist. Es gilt, dieses fernzuhalten und jenes anzunehmen. Das kann nur aus der harten Auseinandersetzung der Meinungen geschehen. Mir scheint zum

Beispiel die europäische Einigung ganz besonders viel Gefahren in sich zu bergen, nicht «nur» für unsere Freiheit, sondern auch für den Weltfrieden. «Il n'y a pas une paix de l'Amérique et une paix de l'Europe, il n'y a qu'une paix du monde entier», sagte Aristide Briand, den im Juli-Heft 1971 René Teuteberg für eine enge europäische politische Gemeinschaft in Anspruch nehmen wollte. Friedenssicherung einerseits, das eigene Land wohnlich, frei, schöpferisch erhalten und gestalten anderseits: dürfen wir nicht glücklich sein, wenn das mit unserem Zutun erreicht wird?

Der Schweizer Spiegel Leser ist ein — Städter!

Der typische Schweizer Spiegel Leser (55 Prozent) wohnt zwar in einem Einfamilienhaus, aber mit Vorliebe am Strand. Weshalb diese doch recht eigenartige Konzentration? Warum bevorzugen Städter unser Organ? Viele Schweizer lieben — entgegen dem üblichen Cliché — das städtische Leben. Aber sie sind wie viele Bewohner der USA keine eigentlichen Grossstädtemenschen. Sie vermissen in der städtischen Agglomeration die persönliche Bindung an eine kleinere Gemeinschaft. Deshalb blühen ja bei uns — wie zum Beispiel in New-York — das Vereinsleben und heute die «Parties».

Diese Lücke füllt auch der Schweizer Spiegel aus mit seinen persönlichen Berichten aus allen Lebensbereichen. Er ersetzt dem Städter das, was der Schweizer auf dem Land noch selber hautnah erlebt. Dort weiss man Bescheid über das Leben des Arztes, des Pfarrers, des Lehrers, des Nachbarn, seines Vetters in Amerika, des Ortsbürgers, der mit Zwanzig in Australien eine neue Existenz aufbaute, jenes andern, der es zum Konzernpräsidenten in Paris brachte, jenes Abenteurers, der immer wieder mittellos aus dem afrikanischen Dschun-

Unser Land war immer wieder, indem es seine bisherige Ordnung der kleinen demokratischen Gemeinschaften verteidigte, plötzlich sehr modern. Sogar im 18. Jahrhundert haben viele seiner Einrichtungen den Aufklärern als Modell für die Revolutionierung der Welt gedient. Warum soll das heute anders sein?

Wenn diese Nummer Ausschnitte aus der Geschichte der Schweizer (mehr als der Schweiz) an Hand der Geschichte des Schweizer Spiegel zusammenträgt, so sei zunächst gesagt: das war mehr Arbeit, als sie für jedes

gel zurückkehrt. Man kennt auch die Lebensgestaltung der ansässigen Ingenieursfamilie X, die Art, wie die Frauen im Lindengut und in der Villa Fortuna ihre Haushalte führen und ihre Kinder erziehen.

In dieser Hinsicht kommt nun der Schweizer Spiegel in der Stadt einem elementaren Bedürfnis entgegen: die ganze Fülle des bunten Lebens um uns herum mitzuerleben und so die Anonymität zu überwinden.

So liegt denn in der geographischen Aufteilung unserer Abonnenten der Kanton Zürich mit 29 Prozent weit an der Spitze. Der fast ebenso volksreiche, aber viel ländlichere Kanton Bern steht im zweiten Rang, jedoch mit nur 14 Prozent. Der «Stadtstaat» Basel hat mit 12 Prozent die grösste Abonnenten-Dichte: offenbar liegt die geistreiche und selbstkritische Art, in welcher der Schweizer Spiegel unsere nationale Eigenart vertritt, den Stadtbaslern besonders — verbergen diese doch hinter ihrer treffsicheren Ironie einen kräftigen Patriotismus. Mit der umliegenden Landschaft zusammen weist Basel sogar über ein Fünftel unserer Abonnenten auf: prozentual dreimal so viel wie im Kanton Bern. Bei den Leserzahlen ist der Unterschied weniger ausgeprägt als bei den Abonnentenzahlen. Durchschnittlich haben 0,8 Prozent der Deutschschweizer ein Abonnement auf den Schweizer Spiegel, 4 Prozent lesen ihn

andere Heft geleistet werden mussste. Im übrigen hat sich, so will uns scheinen, ein überaus spannendes Bild ergeben. Eines auch, das manches Vorurteil gegen diese Zeitschrift widerlegen dürfte: sie war zumeist modern, nur auf schweizerische Art. So wird auch in Zukunft der neue Schweizer Spiegel sein, im gleichen Geist, aber in ganz neuer Form. Im Sinn der aktuellen Artikel, welche diese Nummer ja ebenfalls enthält. Übrigens kann Historie gerade heute sehr aktuell sein. Fast nur das «Dienstmädchen» wirkt auf der umstehenden ersten «Seite der Herausgeber» veraltet.

Daniel Roth

jeden Monat. In Basel sind es 2 Prozent Abonnenten und 7 Prozent Leser, in Zürich 1 Prozent Abonnenten und 5 Prozent Leser, in St. Gallen 0,6 Prozent Abonnenten und über 5 Prozent Leser.

Die Basler und die St. Galler sind beide sparsam. Stärker als die Sparsamkeit ist aber bei den Baslern die Scheu, zu zeigen, dass man gern Vaterländisches liest. Man gibt also den Schweizer Spiegel nicht in der Stadt selber weiter (allerdings sehr häufig, wie private Erhebungen zeigen, an Verwandte oder Bekannte in der übrigen Schweiz oder im Ausland sowie an Heime usw., auch Letzteres vorwiegend auswärts). Auch die Aerzte, Zahnärzte, Coiffeure und Restaurants sind deshalb in Basel mit Abonnements eher zurückhaltend. Wer ihn lesen oder auch nur eine heimliche patriotische Geste machen will, abonniert ihn in Gottes Namen zu Hause.

Umgekehrt ist es in St. Gallen. Dort bekannte man sich auch heute ohne Scheu zum Schweizerischen. Man sorgt daher aus Sparsamkeit dafür, dass eine Lesemappe, die man bezieht, ein Lehrerzimmer usw. das Abonnement führen. Und niemand scheut sich auch, die Zeitschrift im Wartezimmer aufzulegen.

Ob wir es gerne sehen oder nicht; die Verstädterung unseres Landes schreitet fort. Das ist anderseits ein Garant für die Zukunft dieser Zeitschrift.